

Sächsische Volkszeitung

erschint täglich nachm. mit Ausnahme der Sonn- u. Festtage.
Bezugspreis: Vierteljährlich 1 Mk. 50 Pf. (ohne Postgebühren).
Post-Verstellnummer 6858.
Bei außerdeutschen Postanstalten laut Zeitungs-Preisliste.
Einzelnnummer 10 Pfennige.

Unabhängiges Tageblatt
für Wahrheit, Recht und Freiheit.

Buchdruckerei, Redaktion und Geschäftsstelle:
Dresden, Pillnitzer Straße 43.

Inserate
werden die 6spaltige Zeile oder deren Raum mit 15 Pf.
berechnet, bei Wiederholung bedeutender Rabatt.
Redaktions-Sprechstunde: 11—1 Uhr.
Verantwortlicher: Amt L. Nr. 1366.

Nr. 122.

Katholiken: Ferdinand.

Sonnabend, den 30. Mai 1903.

Protestanten: Ferdinand.

2. Jahrgang.

Zwickauer Katholikentag.

Nachdem wir in der gestrigen Nummer den Gang der glänzenden katholischen Versammlung geschildert und die gefassten Resolutionen zum Ausdruck gebracht haben, lassen wir nunmehr die auf der Versammlung gehaltenen Reden folgen und zwar zuerst die eigentlich an dritter Stelle erhaltene des Herrn Dr. Fleischer aus Berlin. Die Ansprachen des Herrn Grafen Schönburg-Glauchau und Kaplan Dettner folgen später:

Dr. Fleischer-Berlin (mit Bravo und Beifallklatschen empfangen): Wer dazu berufen ist, die verschiedensten Tagesblätter zu lesen, hat sich in der letzten Zeit unwillkürlich an den Kopf gegriffen. Wer sind wir? Diese Frage drängt sich ohne weiteres auf. Sind wir wirklich die Dummen, oder aber, wie eine Presse von ganz bestimmter Richtung das immer wieder hinzustellen beliebt, sind wir womöglich identisch mit dem Finstern, mit dem Auswurf des Menschen geschlechts? Gewiss empfinden es gewisse Kreise als eine unerhörte Herausforderung, daß wir heute hier zusammengekommen sind, daß diejenigen, die sich in den letzten Winkeln vertrieben mühten, hier in öffentlicher Versammlung auftreten. Warum tun wir denn das? Etwa, damit wir ihren Frieden stören? Nein, wir lassen sie, die außerhalb unseres Kreises leben, tun und denken was sie wollen. Aber wir haben die dringliche Pflicht, nachdem wir öffentlich angegriffen worden sind, offen unser Gewissen zu erforschen und vor der Öffentlichkeit darzutun, was wir wollen. Ist es denn wahr, daß wir die Finsternis fördern? Daß wir in Zwiespalt stehen, mit allem, was Fortschritt und Kultur bedeutet? Die Geschichte der Kirche sollte denjenigen eine andere Lehre geben, die mit dieser Verdächtigung an uns herantreten. Hat die katholische Kirche dem Fortschritt auf allen Gebieten entgegengestanden? Hat sie die naturwissenschaftliche Erkenntnis beschränkt und eingeengt? Wir trennen uns über die Triumphe des menschlichen Geistes und stimmen in dieser Freude überein mit dem Oberhaupt unserer Kirche, das in seiner bekannten Enzyklika über die christliche Forderung auch Worte höchster Anerkennung gefunden hat für die naturwissenschaftlichen Triumphe des vergangenen Jahrhunderts. Wir begrüßen es mit Freude, wenn der Dampf, die Elektrizität sich in den Dienst des Verkehrs gestellt haben. Aber wir wollen nicht vergessen, daß bei dieser Umwälzung auch gläubige Katholiken dabei gewesen sind, ein Newton, ein Pasteur, ein Zeechi, leidenschaftlicher Jesuit. Aber wenn wir dieses Dreigestirn auf naturwissenschaftlichem Gebiete am katholischen Himmel leuchten sehen, hören wir vielleicht sagen: „Nein, der Katholik, die katholische Kirche hat es trotzdem nicht verstanden, sich den Forderungen der Neuzeit anzupassen.“ Ist das wahr? Ist die Welt durch die moderne Wissenschaft glücklich geworden? Oder aber, ist trotz dieser Triumphe menschlichen Geistes nicht unser Geschlecht elender geworden als zuvor? Hat nicht der Geist der Neuzeit, der vor allem im 16. Jahrhundert sein

klühes Haupt erhob, die menschliche Erkenntnis eingeschränkt in enge Grenzen? Eine ungläubige Forderung vermag nimmer die Rätsel zu lösen, die an das Welt- und Menschenleben herantreten. Dieser selbe Geist der Neuzeit löste die menschliche Tat los von dem göttlichen Geiste und stellte sie anheim dem freien Ermeßnis des interessierenden Gewissens. Als nun einmal der Mensch dastand in seiner ganzen brutalen Begehrlichkeit — was Wunder, wenn auch die freie Erkenntnis auf wirtschaftlichem Gebiete als Ideal erklärt werden konnte, der Kampf zwischen dem wirtschaftlich Starken und Schwachen begann, die Arbeit ihrer ursprünglichen Würde entkleidet wurde und jene anstatt die Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft zu befriedigen, lediglich in den Dienst egoistischer Bereicherungstrust trat. So kam es, daß auf der einen Seite das Kapital konzentriert wurde, auf der anderen Seite eine Verelendung und Verarmung der Massen um sich griff und, wie Leo XIII. sagt, die Geldfinsternisse des modernen Büchlers den Arbeitern ein Sklavensjoch auferlegte — ein Wort, — eingegeben vom heiligen Jörn, vernichtend für unsere wirtschaftliche Ordnung. Und nun, nachdem diese Auflösung auf wirtschaftlichem Gebiete sich vollzogen hatte, nachdem ein neues Rätsel aufgetaucht war: Die soziale Frage, sind da diejenigen, die zunächst das Elend schufen, im Stande gewesen, es wieder zu beseitigen? Wo war die katholische Kirche, wo waren die Vertreter des katholischen Volkes? Haben sie müßig zur Seite gestanden oder rätlos sich diesem Rätsel gegenübergestellt? Ja meine, schon Paris Leo hat die Mittel und Wege angegeben zur Lösung dieser Frage, jedoch selbst das führende Organ der Sozialdemokratie, der „Vorwärts“, schrieb: „Wenn die soziale Frage auf dem Boden der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung gelöst zu werden vermöchte, so ist das der einzige Weg, den man betreten kann.“ Ja, wir wollen die soziale Frage auf dem Boden der bestehenden Gesellschaftsordnung lösen, wir wollen nicht die soziale Revolution, sondern den sozialen Frieden. Wir können stolz sein auf dieses Zeugnis aus gegnerischem Munde. Ehe man an die Sozialdemokratie in Deutschland dachte, hat Freiherr v. Ketteler, Bischof von Mainz, deutlich und klar die Ziele gesteckt, die das katholische Volk auf sozialen Gebieten zu erreichen habe. Darum sollten die Vorwürfe verstummen, die man uns bezüglich unserer angeblichen Rückständigkeit und Feindschaft gegenüber den Forderungen des öffentlichen Lebens entgegenstellend. v. Ketteler hat schon 1848 gefordert, daß den Arbeitern ein auskömmlicher Lohn zu geben sei und die überschüssigen Kapitalien so verteilt werden müßten, daß sie der Allgemeinheit zumute kommen. v. Ketteler hielt dann im Jahre 1869 seine bekannte Rede, die späterhin das sozialpolitische Programm unseres Zentrums geworden ist. Dem im Jahre 1871 brachte das Zentrum bereits den ersten großen sozialpolitischen Gesetzentwurf im Reichstage ein, dessen Hauptpunkte sind: „Die korporative Reorganisation des Arbeiter- und Handwerkerstandes, ge-

seßlicher Schutz der Arbeiterkinder und Frauen gegen die Ausbeutung durch die Geldmacht, Schutz der Arbeiter selbst durch Gesetze über Arbeitszeit und Sonntagsruhe, Gesetze über Schutz der Gesundheit und Sittlichkeit bezüglich der Arbeitsräume, Arbeitsinspektoren. Und trotzdem das Zentrum und das katholische Volk umtobt waren von den Feinden der Kirche, haben sie treu gestanden zu den arbeitenden Massen. Im Jahre 1878 stand wiederum im Reichstage eine große sozialpolitische Debatte auf der Tagesordnung. Alle Anträge wurden einer Kommission überwiesen, nur der Antrag des Grafen v. Galen wurde als Zentrumsantrag mit Hohngelächter überschüttet und abgewiesen. Das waren diejenigen, die die Not geschaffen hatten; so stellten sie sich entgegen den Forderungen der katholischen Kirche, ihren Gesetzen und der Sittlichkeit. Was wollte dieser Antrag? Nichts anderes als abermals einen wirksamen Schutz des religiös-sittlichen Lebens des Arbeiterstandes durch Einschränkung der Gewerbefreiheit, Regelung des Verhältnisses zwischen Meistern und Lehrlingen, Fabrikordnung, Verbot der Beschäftigung jugendlicher Arbeiter, Schiedsgerichte zwischen Arbeitgebern und -nehmern. Und trotz dieser energischen Forderungen vergingen abermals Jahre um Jahre. Noch im Jahre 1885 bemerkte der eiserne Kanzler ironisch: „Wenn die Herren nicht in den Wind geredet haben wollen, so mögen sie mir doch binnen acht Tagen einen Gesetzentwurf vorlegen, damit ich sehe, wie sie ihre Gedanken und Meinungen verwirklicht sehen wollen.“ In acht Tagen lag dieser Gesetzentwurf des Zentrums vor. Das Zentrum hat gearbeitet, gerade auf dem heikelmäßigsten modernen Gebiet, auf dem sozialen, und es hat während der Jahre 1878—1903 nicht weniger als 103 Anträge zugunsten der Arbeiterbevölkerung im deutschen Parlament eingebracht. Dieser Kampf ist nicht vergeblich gewesen, das Zentrum hat auch Erfolge zu verzeichnen gehabt. Ich erinnere nur daran, daß die große Arbeiterentgeltgesetzgebung zustande gekommen ist unter Führung des Zentrums. Das Krankenversicherungsgesetz, das Unfall-, das Invaliditätsgesetz, diese Gesetze sind dem zähen, energischen, klaren Willen des Zentrums zu verdanken. Lassen Sie sich nicht betören durch die Behauptung: Das seien wertlose Gesetze. Einige Zahlen schon widerlegen diese Behauptung. Von 1885—1890 sind aus den Krankenkassen 1 729 440 894 Mk. für kranke deutsche Arbeiter ausgegeben worden. Von dieser Summe wurde ein erheblicher Teil von den Arbeitgebern aufgebracht. In denselben Jahren waren nicht weniger als 987 813 gewerbliche Unglücksfälle zu verzeichnen. Hierfür haben lediglich die Arbeitgeber aufzukommen. Ueber 550 Millionen Mark haben diese dafür verausgabt. Ist das nicht ein sozialer Fortschritt, wie ihn in der Tat kein Volk auf dem gesamten Erdenniveau zu verzeichnen hat? Und diese Gesetze sind zustande gekommen unter Mitwirkung und Nahrung des Zentrums. Und nun ein anderes! Gerade bei diesen Versicherungsgesetzen wird der Arbeitgeber ganz erheblich

Der australische Erbe.

Roman von Edgar Wildering. Deutsch von Franz Paul.
(Fortsetzung.)

„Süßen Sie sich vor Mr. Dormann!“ erwiderte Jean, dann dachte er einige Sekunden über die plötzlich in ihm aufgetauchte Frage nach, ob er klug daran handeln würde, sich Madame zur Bundesgenossin bei Ausführung des Planes zu nehmen, den er seit einiger Zeit in seinem Hirn herumwühlte. Es war Jean Aedbar klar geworden, daß Mr. Dormann ihn satt habe und danach strebe, ihn los zu werden. Einen anderen Grund schien ihm die Weigerung, ihm weiteres Geld zu geben, nicht gehabt zu haben. Daß er bereits für die Dienste, die er Dormann geleistet haben mochte, eine schöne runde Summe erhalten habe, daran dachte Jean nicht. Seine Dabgier verlangte noch mehr, und wenn er es für klug gehalten hätte, so wäre er schon lange zu Drohungen übergegangen. War er doch Besitzer eines Geheimnisses, das Dormann vernichten konnte. Bisher allerdings hatte er nicht gewagt, es zu verwenden. Viel leicht aber, dachte er jetzt, befaße Madame diesen Mut. Sie hatte ja nichts zu fürchten und so beschloß er dem, sie zu seiner Mitgefährtin zu machen, und mit ihr zusammen Dormann die Pistole auf die Brust zu setzen. Jean war ein vorzüglicher Menschenkenner und zweifelte nicht daran, daß Madame die Rolle, die er ihr zudachte, vorzüglich spielen werde. War es ja die glatte Vorsehung, die sie wieder einmal zu gemeinsamer Tat zusammengeführt hatte, und so war er denn rasch entschlossen, ihr sein Vorhaben auseinander zu setzen.

„Mr. Dormann zahlt Sie wohl gut für die Dienste, die Sie ihm leisten?“ fragte er, sein spitziges, hartes Gesicht reißend.

„Er ist schmutzig,“ erwiderte Madame in ärgerlichem Tone. „Doch was soll ich tun, ich bin arm.“

„Und wenn Sie seinen Zielen genügt haben, was dann?“

Madame zuckte die Achseln.

„Dann wird er Sie bei Seite werfen,“ fuhr Jean

fort. „Dann wird er ihnen jeden weiteren Pfennig verweigern. Komme ich denn keinen Charakter nicht? Und doch ist er ein reicher Mann.“

„Er hat mir versprochen — —“ bemerkte Madame. „Ja, er verspricht,“ erwiderte der andere, „aber wenn man nicht die Macht hat, ihn zu zwingen, kein Wort zu halten, was dann?“

„Die Macht?“ fragte Madame. „Wieso?“ Jean warf einen vorichtigen Blick um sich. Ja, der Ort war geeignet, ihr sein Geheimnis mitzuteilen, denn er und das Weib waren allein.

„Sie wissen etwas,“ rief sie, ihre schrille Stimme erhebend. „Sagen Sie mir. Wenn man bedenkt, was ich für ihn getan habe; ich kostete dieses Mädchen aus ihrem Elternhaus, ich brachte sie an Bord seines Schiffes, und nun ist sie hier, um ihn zu erwarten. Ich bin bereit, alles zu thun, was er wünscht. Wenn dieses dumme Ding sich weiter weigert, auf ihn zu hören, so wird sie ihre Heimat nie wieder sehen. Paris birgt manches Geheimnis, und so wird eben eines mehr zu verbergen sein, wenn sie nicht klug ist.“

„Können Sie das nicht?“ fragte Jean ruhig.

„Sprechen Sie doch nicht in so häßlichen Ausdrücken,“ lachte sie. „weshalb Nord, es genügt, wenn ich Ihnen sage, daß sie England nicht wiedersehen wird; es sei denn, sie folgt sich dorthin, Mr. Dormann zu heiraten. Das hat er mir selbst gesagt und mir eine reiche Belohnung versprochen. Sein Plan ist ja leicht verständlich; sie muß so oder so zum Schweißen gebracht werden. Das ist auch nicht schwer. Ist sie denn nicht, was ich ihr gebe, Rum also!“

„Und wenns geschehen ist, so wird Mr. Dormann Sie aus seinem Wege räumen, wie er es mit mir getan hat,“ erwiderte Jean, zum ersten Male offenkundigen Kerger zeigend. „Dorchen Sie, Madame Duval, ich will Ihnen seine Geschichte erzählen.“

Während der nächsten zehn Minuten unterbrach allein Jeans bald lautere, bald nur leise flüsternde Stimme die

Ruhe des Raumes. Einige Male erhob Madame in stummer Verwunderung die Hände über ihr Haupt, und als die Erzählung schließlich zu Ende war, erhob sich Jean zum Gehen.

„Ich werde Sie morgen wieder besuchen,“ sagte er. „Oder besser, übermorgen. Sie sagen, Mr. Dormann käme noch heute, es wäre nicht klug, mich hier von ihm finden zu lassen. Aber halten Sie ihn jedenfalls die Kenntnis nicht vor, die Sie von meinem Geheimnis besitzen. Er wird sich zweifelsohne darüber freuen.“

„Mon Dieu! Mein lieber Monsieur Aedbar,“ sagte Madame. „Der schändliche Dormann ist in meiner Hand. Sein Reichthum gehört nun Ihnen und mir. Lassen Sie ihn mir versuchen, mich los zu werden. Ich kann ihm ein Schnippen schlagen.“ Und sie tat dies, sofort ihre Finger so nahe zu Jeans Gesicht bringend, daß er unwillkürlich zurücksprang. Er hatte auf seinen Kreuz- und Querfahrten mit viel Frauen zu tun gehabt, eine so schändliche Jurte aber, wie Madame in diesem Augenblicke darstellte, war ihm noch nie untergekommen. Es drängte ihn förmlich, sie zu verlassen.

Nachdem er gegangen war, tanzte Madame in ihrer zierlichen Weite ein paarmal durch das Zimmer und stellte sich dann an eines der schmutzigen Fenster, das auf die Rue Monsieur le Prince führte.

„Parbleu!“ rief sie aus. „Dieser Dormann, ah bah! Wenn ich bedenke, daß ich nun sein Geheimnis weiß!“ Pflügend aber unterbrach sie ihr Lachen, denn die Tür, die zum anstößenden Zimmer führte, knarrte in ihren Angeln, und als sie hinausstieg, um sie anzusehen, fand sie Teresa dahinter sitzend. Mit einem plötzlichen Ruck löste sie das Mädchen bei der Hand und zog sie gewaltig vorwärts. „Du hast gehorcht!“ rief sie, während ihre schwarzen Augen vor Wut erglänzten.

„Ja, ich habe jedes Wort gehört,“ erwiderte Teresa. „Ich habe mein Zimmer in Ordnung gebracht, als dieser Mensch zu Ihnen kam und ich hörte. Nun, verlassen Sie Ihr böses Werk zu tun, Cecilia Doria.“ (Fortsetzung folgt.)